gendeinem Vorwand in ein Konzentrationslager in Deutschland stecken würden. Da ich auf so etwas gefaßt gewesen war, hatte ich einen Mitreisenden gebeten, Vossler sofort zu benachrichtigen, falls der Zug wirklich ohne mich abfahren würde, ebenso meine Tante, die mich in Nürnberg am Zug treffen wollte. So fühlte ich mich doch nicht ganz verloren.

Gegen vier Uhr kam ein Nazi in Uniform, übergab mir meine Papiere und sagte, ich müsse umgehend in französisches Gebiet zurückfahren (welch ein Glück!), um mir dort einen von der Deutschen Botschaft in Paris ausgestellten Passierschein zu verschaffen, bevor ich nach Bayern fahren könnte.

Mit dem ersten Arbeiterzug fuhr ich nach Straßburg. Ich war keineswegs gewillt, mich durch die Ereignisse der letzten Nacht von meinem Vorhaben abbringen zu lassen (meine einmal gefaßten Entschlüsse pflege ich auszuführen...), ich wartete nur eine passende Zeit ab, um meine Mutter in Paris anzurufen, sie zu bitten, mir etwas Geld zu schicken und meinen Paß, den sie per Eilboten am gleichen Tag erhalten würde, auf dem Konsulat mit einem Visum versehen zu lassen.

Ich war also ganz plötzlich in Straßburg. Dort verbrachte ich drei geruhsame Tage, die ich wie auf einer einsamen Insel verlebte, ohne mit jemandem zu sprechen, denn die Elsässer irritierten mich: Wenn man sie französisch anspricht, antworten sie auf Deutsch, - wenn man mit ihnen deutsch spricht, ist die Antwort französisch. Vielleicht kam es mir aber auch nur so vor, denn der elsässische Dialekt ist ein solches Gemisch von Französisch und Deutsch, daß es jeweils die eine oder die andere Sprache sein kann.

Am Ende des dritten Tages, gegen Mitternacht, kam endlich mein Paß zurück, begleitet von einem offiziellen Passierschein. Am nächsten Morgen fuhr ich sehr früh wieder nach Kehl und diesmal gab es gar kein Hindernis. Die Kontrollbeamten verlangten meinen Passierschein von der Botschaft nicht zu sehen, von dessen Existenz sie nichts wußten. Er trug tatsächlich die Nummer "001". Alles war daher nur eine Schikane des Beamten gewesen, der mich bei meiner ersten Durchfahrt kontrolliert hatte. Erst jetzt bekam ich einen solchen Wutanfall, daß ich beinahe sofort nach Paris zurückgefahren wäre. Aber ich beruhigte mich bald und setzte meine Reise fort.

Meine Tante konnte ich nun nicht mehr in Nürnberg treffen, da ich sie nicht benachrichtigen konnte, aber ich machte einen kurzen Halt in einer kleinen Stadt, wo ich seit langem von einer Pariser Freundin eingeladen war. Und ein Onkel von mir traf mich dort, der nicht weit davon lebte, später lebte er in Shanghai und danach in Israel.

Dann kam München. Niemand war an der Bahn, um mich zu begrüßen. Sehr viele Hakenkreuze auf Jacken und Kleidern sowie auf den Propagandaplakaten, die überall hingen. Im Ganzen also eine traurige und betrübende Atmosphäre. Zum ersten Mal in meinem Leben kam ich nun nach München

wie in eine fremde Stadt, wo man weder Heim noch Familie findet. Ich übernachtete in einem mir unbekannten Zimmer, dem einer Freundin, die verreist war, und hatte nicht den Mut alte Freunde aufzusuchen. Am nächsten Morgen fuhr ich zum Starnberger See und blieb dort etwa zehn Tage. Dort konnte ich mich aber wirklich erholen: Die Landschaft, die ich seit meiner Kindheit kannte, das angenehme Wasser des Sees, die animierenden Mahlzeiten auf der Veranda des Hotels.

Die Schönste waren zweifellos die Momente, die ich mit Vossler allein verbrachte. Selbst ohne irgend etwas Besonderes zu sagen oder zu tun, brauchte unsere Freundschaft die Zweisamkeit. Frau Vossler war ein bißchen eifersüchtig, aber sie hatte zu ihrem Mann wie zu mir Vertrauen und mochte mich ganz gern. Sie behandelte mich manchmal wie eine Freundin, manchmal wie ein kleines Mädchen. Sie fand es aber doch besser, uns so wenig wie möglich allein zu lassen. Ihr fast unbewußtes Mißtrauen wurde manchmal offenbar; so sagte sie zu Carlo, kurz vor meiner Ankunft, als er sie auf einem Gang nicht begleiten wollte: "Natürlich, wenn es die Susi wäre, würdest du dich nicht so bitten lassen!"

In der Zwischenzeit war Kurt nach München zurückgekehrt, und ich traf ihn am Abend vor meiner Abreise nach Paris. Wir gingen miteinander aus, in unsere zwei liebsten Lokale, und taten beide so, als ob nichts geschehen wäre, daß dies ein ganz gewöhnlicher Abend wäre und daß wir uns bald "auf morgen" sagen würden. Aber statt dieses fröhlichen "auf morgen" war unser Abschied auf dem Bahnhof eher melancholisch. Wo und wann würden wir uns wiedersehen? Vielleicht nie mehr? Und tatsächlich haben wir uns erst fünf Jahre später auf ein paar Tage wiedergesehen.

Meine Rückfahrt nach Frankreich war zwar weniger turbulent wie die Herfahrt, aber doch etwas dramatisch, denn ich mußte auf jeden Fall einen Zug erwischen, der mich am selben Abend nach Paris bringen würde. Diese Eile hatte zwei Gründe: Erstens begann meine Arbeit am nächsten Morgen um 8.30 Uhr (Zuspätkommen gab es in der Rue de Tournon nicht!) und außerdem galt mein Rückreisevisum nach Frankreich nur bis Sonntag. Wenn ich in Kehl umgestiegen wäre, hätte ich den Expreßzug Straßburg-Paris verpaßt. Daher nahm ich ein Taxi, um mit meinem Gepäck die berühmte Rheinbrücke zu überqueren. Der Zoll betrachtete alles ganz genau, was mich sehr nervös machte wegen der verlorenen Minuten. Trotz allem kam ich aber gerade noch rechtzeitig auf dem Straßburger Bahnhof an, um den Zug zu besteigen - diese Schlacht war gewonnen!

Meine Mutter war froh, mich heil und ganz und von der bayerischen Sonne gebräunt wiederzuhaben, und ich freute mich nicht weniger, sie so wiederzufinden, wie ich sie verlassen hatte, den kleinen Bimi zu streicheln und wieder daheim zu sein.

Wenn ich auch bis dahin schon das vage Gefühl gehabt hatte, daß Bayern für mich für immer verloren sei, so betrachtete ich jetzt Frankreich als meine zweite Heimat.

In der Buchhandlung stürzten wir uns alle mit frischen Kräften in die Arbeit, voll Mut und guten Willens. Sogar Egérie war weniger nervös und besser gelaunt als üblich.

Der Verlagskatalog erschien kurz nachher und brachte uns aus allen Ländern, in denen wir Kunden hatten, viel Lob ein. Er war unser gemeinsames Kind, Egéries und meines; ich hatte ihn vorbereitet, die Karten angelegt sowie die bibliographischen und kritischen Bemerkungen verfasst, auch die allgemeine Anordnung war von mir. Dagegen hatte Mademoiselle Droz sich um den Druck und die Typographie gekümmert, die Druckbuchstaben, das Papier, den Umschlag ausgesucht, nachdem sie den Katalog genauestens durchgesehen hatte.

Ungefähr zu jener Zeit lernte ich Madame Lucile K. kennen. Ich hatte sie eines Nachmittags gesehen, als wir beide in der Station Trocadéro auf Anschluß warteten. Ich bewunderte ihre Eleganz, ihren hohen Wuchs, ihre schönen Haare von einem natürlichen Ährenblond und ihr wunderschönes Gesicht mit den ebenso blauen wie gescheiten Augen und dachte traurig: Wie schade, daß einem die wenigen Menschen, die einem wirklich gefallen, auf immer unbekannt bleiben!

Aber diesmal irrte ich mich. Kurz nachher trafen wir uns bei Boners, den Schweizer Verwandten meines Lehrers, mit denen er mich ein Jahr zuvor bekannt gemacht hatte, und dann fuhren wir zusammen aufs linke Seine-Ufer zurück. Vielleicht hatte sie mich auch sympathisch gefunden, - jedenfalls lud sie mich für einen der nächsten Abende zum Essen ein. Dieser Einladung sollten im Lauf der kommenden Jahre noch viele folgen.

Wie schön waren unsere Abendessen zu zweit in Luciles kleiner Wohnung in dem Viertel der Botschaften, des Faubourg Saint-Germain (geographisch sowie sozial) und der Kunsthändler! Sie kochte selbst, italienisch, so wie sie es in Venedig gelernt hatte, wo sie gewohnt hatte, bevor sie nach Paris kam. Sobald Lucile mich einlud, ließ ich jede andere Verabredung fahren, denn nichts fand ich interessanter als unsere langen Gespräche vor ihrem Kamin; es waren Diskussionen, Erzählungen, alte Erinnerungen, mit geistreichen Bemerkungen, ironischen oder ernsten Betrachtungen, mit weisen Ratschlägen. Wenn ich behaupte, das dies eine echt pariserische Freundschaft war, die zum großen Teil auf dem genius loci beruhte, so wird man einwenden: Wieso? Zwei deutsche Frauen, die sich unterhalten, - was hat das mit Paris zu tun?

Es kam wohl daher, daß Lucile Paris ebenso sehr liebte wie ich. Sicher kann man es anders gern haben, aus tausend anderen Gründen wie wir, aber ich glaube kaum, daß man es tiefer und aufrichtiger lieben kann als wir es taten.

So weit ich auch später von meiner Freundin entfernt war, so wußte ich doch, wie ihr zumute war. Ich wußte, daß sie gern und eigentlich auch freiwillig (denn sie hätte 1941 Frankreich verlassen können) die schrecklichen physischen Strapazen der im Winter schlecht beheizten Wohnung, des Mangels an Nahrung und Komfort auf sich nahm, in ihrem kleinen Dorf im unbesetzten Frankreich, denn sie befand sich bei dem französischen Volk, sogar nah den Parisern, die gleiche oder schlimmere Entbehrungen zu erleiden hatten. Ich möchte sogar sagen, daß für sie und nicht für sie allein die moralischen Leiden schlimmer zu ertragen waren als für die Franzosen und zwar deshalb, weil sie sich als Deutsche und ausgesprochene Hitler-Gegnerin irgendwie für alle Missetaten, deren Folgen sie mittrug, verantwortlich fühlte.

Es wird mir immer leid tun, daß Lucile meine Mutter nicht kannte. Ich wartete immer auf eine passende Gelegenheit, sie bei uns zu sehen, und so war es zu spät geworden. Ich traf sie nur in ihrer Wohnung und bei Boners. Wir gingen nie zusammen aus: Erstens weil sie in einer anderen Gesellschaft verkehrte als ich und zweitens weil wir ein seltsames Paar abgegeben hätten sie sehr groß, größer als die meisten Französinnen, blond, nordisch und ich dunkel und klein. Meiner Mutter hätte Lucile sicher sehr gut gefallen, da sie sich mit meinem Freund Kurt so gut verstand und da Lucile sozusagen eine weibliche Ausgabe von ihm war. In ihr fand ich einen Teil der guten Eigenschaften wieder, die ich an Kurt liebte und die ich bei anderen Männern nicht gefunden hatte; man findet wohl die eine oder andere dieser Eigenschaften aber kaum alle zusammen: Intelligenz, Freiheit des Geistes, Herzensgüte, Aufrichtigkeit, Treue, tadellose Manieren bei jeder Gelegenheit - um nur die hauptsächlichsten zu nennen. Andere Vorzüge fehlten dagegen bei Kurt, so die Energie, einen Plan bis zum Ende durchzuführen und Hindernisse zu bekämpfen. Ihr fehlte dagegen eine gewisse Umbekümmertheit, für die sie wohl zu sehr Vernunftmensch war. Jedenfalls machte ihr ihre Gewohnheit, alle Konsequenzen auch der geringsten ihrer Handlungen und Haltungen zu bedenken, das Leben ziemlich schwer.

Boners hatten das, was man einen Salon nennen kann. Dort traf man oft sehr bekannte und anerkannte Künstler wie Kandinsky, diesen russischen Maler, der - übrigens in München - den revolutionären Stil der abstrakten Malerei eingeführt hatte, oder eine berühmte Sängerin, die bald danach in ein toskanisches Kloster eintrat, um dort nur noch für Gott und seine Engel zu singen. Außerdem verkehrten bei Boners andere bekannte Persönlichkeiten wie zum Beispiel ein französischer Schriftsteller, der sich als Übersetzer von Turgenjew und anderen russischen Autoren einen Namen gemacht hatte, sowie eine Frau mit einem Gelehrtenkopf, die Professorin für Musikgeschichte

war und den schönen Namen Gauthier-Villars trug, bei dem man an den Quai des Grands Augustins und an Jahrhunderte französischer Verlagstätigkeit denkt; dann kam manchmal die schöne Gattin des Direktors der "Coopération Intellectuelle", die echte Mondanität ausstrahlte. Dazu gab es noch einige junge Schweizer und englische Industrielle, die zur Ausbildung in Paris waren, ein aus Deutschland vertriebener Regisseur, eine blonde Engländerin, Malerin und Journalistin, mit der ich mich später anfreundete, und einige andere.

Die Tochter des Hauses, Yvette, verkörperte in vollkommener Weise diese mondäne Bohème, die für ihren Salon charakteristisch war. Schweizerin aus alter Familie, die dank der wachsenden Industrie des Landes eine wichtige Stellung einnahm, schwankte sie zwischen ihren verschiedenen Talenten, ohne noch zu wissen, wofür sie sich entscheiden sollte. Ihre erste große Passion war das Theater, vor allem das russische. Nachdem sie Schauspielerin, Regisseurin, Bühnenbilderin und sogar Lehrerin für Theatergeschichte gewesen war, entdeckte sie ihre Liebe für die Malerei und das Zeichnen. Auch hier vollbrachte sie originelle und sogar hervorragende Werke, in die sie ihr ganzes Wesen sowie ihre schweizer Beharrlichkeit legte, die noch stärker ist als die deutsche. Yvette hatte eine Schwester, die in Indien lebte und Bildhauerin war. Dabei beschäftigte sie sich auch viel mit der Volkskunst der Hindus, ihren alten Tänzen und jungen Tänzern, von denen sie einen mit außergewöhnlichem Erfolg in Europa und Amerika lanciert hatte. Yvette, die ein Jahr bei ihrer Schwester verbrachte, kam von dieser Reise ganz verändert zurück, - sie wandelte nur noch auf indischen, goldenen und silbernen Wolken. Sie war eigentlich ein Gemisch aus einer schweizer Bäuerin, die fest auf beiden Füssen steht und nichts so sehr verabscheut wie unnötige Ausgaben, und einer hypersensiblen, verfeinerten Intellektuellen.

Herr Boner, Yvettes Vater, dem man seine fünfundsiebzig Jahre nicht ansah, hatte sich von seiner Fabrik in der Schweiz zurückgezogen, um in Paris ein angenehmes Leben zu führen und seine Bildung zu vervollkommnen. Er hatte jenen sympathischen Zug, über alles Moderne in der bildenden Kunst immer auf dem laufenden sein zu wollen und dabei auch seine Kenntnisse der alten Kunst zu erweitern. Mit Recht war er auf seine kleine Sammlung von Bildern von Cézanne, Modigliani und Picasso stolz. Die Abende in seinem Haus waren immer sehr angenehm, schon weil die Qualität des Essens nicht hinter der des gesellschaftlichen Rahmens und der abwechslungsreichen Gespräche zurückblieb.

Zu Beginn meines Lebens in Paris hatte ich, ebenfalls dank einer Einführung von Vossler, Zutritt zu einem nicht weniger kosmopolitischen, aber ausschließlich literarischen Salon, dem von Charles du Bos auf der Ile Saint-Louis. Leider war ich noch zu jung, um diesen Kreis wirklich schätzen zu

können. Damals kannte ich kaum etwas von der modernen französischen Literatur, obwohl ich ja natürlich das Rolandslied, den Roman du Renard und Aucassin und Nicolette gelesen und studiert hatte; so hatte ich auch nur eine sehr vage Idee von der Bedeutung du Bos', der, von seinen jungen Schülern vergöttert, selbst äußerst gütig und liebenswürdig war. Von dem Grafen Harry Kessler hatte ich schon gehört, aber als man mir sagte, daß er gerade mit Jean Schlumberger sprach, war ich verloren; ich erinnere mich aber noch heute sehr gut an sein Gesicht.

Das ist alles im Grunde gar nicht so lange her, aber es ist wie eine verlorene Welt. Du Bos ist vor dem Krieg gestorben. Harry Kessler vor Jahren; was ist aus den reizenden jungen Mädchen geworden, die in Charles du Bos ihren geistigen Beichtvater sahen? Wer wohnt jetzt in der unvergleichlich schönen Wohnung der Rue des Deux-Ponts, von der man auf der einen Seite die Seine und den fünften Bezirk sah, den die Kuppel des Panthéon überragte, und auf der anderen Seite das Hôtel de Ville jenseits des rechten Seine-Ufers?

Das Jahr 1937 war unruhiger als die Jahre vorher. Es war der Verfall der Volksfront. Einer der Gründe, die dieses Regime gestürzt haben, war vielleicht der Skandal des Aufbaus der großen Exposition Universelle, der Weltausstellung. Da war am Tag der Eröffnung noch nichts fertig, außer den vier Pavillons der UdSSR, der mit dem Deutschlands ein untrennbares Ganzes bildete, was uns damals sehr amüsierte, Belgiens und Italiens. Der Rest war ein riesiger Bauplatz. Diese mißglückte Eröffnung hatte aber eine Art Patriotismus hervorgerufen, so daß dann trotz der offiziellen Vierzig-Stunden-Woche alle französischen Bauten der Ausstellung in einer Rekordzeit fertig wurden: Die Abteilung der französischen Provinzen mit ihren regionalen Restaurants, der wunderbare Modepavillon, der eine Synthese des Paris der Mode und der schönen Künste war, die Schwaneninsel mit ihren Bauten der afrikanischen Kolonien, der Pavillon des "Louvre" (nicht des Museums, sondern des großen Warenhauses dieses Namens) und viele andere.

Niemand konnte sich an einen schöneren Sommer als den von 1937 erinnern, mit seinen vielen herrlichen warmen Abenden. So trug das Wetter zum endlichen Erfolg dieser großartigen Unternehmung bei, dank derer die Welt noch einmal den Glanz Frankreichs bewundern konnte. Die Ausstellung brachte Besucher aus der ganzen Welt nach Paris, die man sich auf den Ständen auf dem Marsfeld drängen sah oder die auf den Straßen spazierengingen oder sich in Massen auf die großen Besichtigungsbusse stürzten.

Für Deutsche war diese Ausstellung eine einzigartige Gelegenheit, der vergifteten Nazi-Atmosphäre daheim für einige Tage zu entkommen, denn der Besuch der Ausstellung gab ihnen die Möglichkeit eines Passes sowie der für einige Tage nötigen Franken, was eine große Ausnahme war, da man sonst

das Land nicht leicht verlassen konnte. Daher waren damals sehr viele Deutsche in Paris, Nazis und andere. Für eine Anzahl von Regimegegnern bedeutete dies die Befreiung. Auf legale Weise nach Frankreich zu kommen, zogen sie dem Verlust ihrer Güter und Stellungen vor. Viele retteten so, wenigstens für einige Zeit, ihr Leben.

Sogar wenn es sich um eine Teilnahme an internationalen wissenschaftlichen Kongressen handelte, hatten Deutsche es sehr schwer, Paß und Devisen zu erhalten. An Ostern dieses Jahres fand ein Romanistenkongreß in Nizza statt, zu der ein einziger deutscher Professor gekommen war, der uns erzählte, daß die Autoritäten allen Interessenten "abgeraten" hatten, daran teilzunehmen. Der Grund war leicht zu erkennen: Sie fürchteten den schlechten Einfluß eines so "roten" Landes, wie es das Frankreich der Volksfront war.

Dieser Kongreß, an dem teilzunehmen ich die Ehre hatte - aber natürlich passiv, d.h. ohne einen Vortrag zu halten -, war sehr interessant und hatte für mich eine besondere Anziehungskraft, denn Professor Vossler war ebenfalls in Nizza. Er war nicht als Kongreßteilnehmer gekommen, was man ihm nicht erlaubt hätte, sondern er war von der Université Méditerranéenne zu Vorträgen eingeladen worden. Wie durch Zufall fand der Kongreß in den Räumen eben dieser Universität statt und sogar manchmal an denselben Tagen wie die Vorträge von Vossler. Da er ohne Zweifel der berühmteste und bedeutendste unter den anwesenden Romanisten war, war er auch Ehrengast des Abschiedsbanketts, das Nizza den Kongreßteilnehmern gab.

Mademoiselle Droz ließ mich unter der Bedingung nach Nizza fahren, daß ich dort bei allen Romanisten, bei unseren Kunden sowohl bei denen, die es noch nicht waren, für die "Edition Droz" Propaganda machte. Ich zog also mit einer Menge von Katalogen und Neuerscheinungen los, die ich ausstellen und verteilen sollte. Diese Aufgabe war meiner Natur zuwider - ich hasse es mit Leuten zu sprechen, die mich nicht interessieren und die mir nur aus Höflichkeit zuhören. Aber was hätte ich nicht getan, um meinen verehrten Lehrer zu treffen? Diese am Ufer des Mittelmeers verbrachte Woche wurde sowieso von meinem Jahresurlaub abgezogen, trotz der aktiven Werbetätigkeit für unsere Buchhandlung. Egérie strengte sich aber doch ein wenig an: Sie lieh mir ein schönes Abendkleid aus schwarzem Satin.

Zu Ehren des Kongresses gab es eine Gala-Aufführung in der Nizzaer Oper und bei dieser Gelegenheit weihte ich dieses Kleid ein. Dazu trug ich meine antiken Ohrgehänge aus blauem Email und Gold, die ich von meiner Großmutter geerbt hatte, sowie einige schöne weiße Nelken, ein Geschenk von Carlo. In Wirklichkeit war es eher so, daß ich mir den "Freischütz" nur ansah, - denn ich mache mir aus Opern nichts - um das Abendkleid anziehen zu können.

Vossler hatte keine Lust, sich die Oper anzuhören. Mein Begleiter war ein junger englischer Romanist, der kurz vorher seinen Doktor gemacht hatte und dessen Dissertation wir bei Droz verlegten. Es war ein blonder, nicht sehr sympathischer, wenn auch intelligenter junger Mann, der in seinem tadellosen Frack sehr gut aussah. Zweifellos waren wir an diesem Abend ein elegantes Paar, denn weder die alten Philologen oder ihre braven Gattinnen, noch die englischen Philologinnen, wie gelehrt sie auch immer sein mochten, machten viel von sich her, wenn sie im Frack oder im ausgeschnittenen Kleid erschienen.

Nach meiner Rückkehr nach Paris rief einer der Kongreßteilnehmer, der mich früher nie angeschaut hatte, als er mich in der Buchhandlung traf und sich erinnerte, mich in Nizza gesehen zu haben, ganz ungläubig aus: "Im Abendkleid haben Sie mir sehr gut gefallen!"

Gegen Jahresende verschlechterte sich der Gesundheitszustand meiner Mutter zusehends. Da ich den ganzen Tag auswärts arbeitete, konnte ich sie nicht richtig pflegen, und allein konnte sie nicht mehr zuhause bleiben. Ich brachte sie also ins Krankenhaus, wo ich sie jeden Mittag besuchte und einen guten, frischen Kaffee mitbrachte, den sie dort nicht bekam. Meine Chefin, die, wie schon erwähnt, kranke Menschen nicht leiden konnte, war in dieser Zeit noch unerträglicher als sonst. Da ich infolge dieser Situation überlastet und sehr empfindlich war, kam es zwangsläufig zu einem Krach zwischen uns, der dazu führte, daß ich einen Monat später die Buchhandlung verließ. An dem Tag, an dem ich von dem Laden Abschied nahm, holte ich meine Mutter nach Hause, denn sie fühlte sich im Krankenhaus sehr unglücklich.

Wir verlebten nun eine ruhige, zufriedene, beinahe klösterliche Zeit miteinander. Es war ja wirklich das erste Mal seit meiner Kindheit, daß wir beide den ganzen Tag zuhause waren und uns nur miteinander zu beschäftigen hatten, denn in München hatte sie für mich gearbeitet und in Paris war es umgekehrt. Ich kochte unter ihrer Leitung, und sie gab sich Mühe, normal zu essen und kräftiger zu werden. Dank ihres guten Willens hatte sich ihr Zustand tatsächlich so weit gebessert, daß wir nach zwei Wochen an eine Reise denken konnten. Es war ihre letzte Reise. Ich brachte sie nach Basel, wo mein Freund Block, der sie nach München begleiten sollte, uns erwartete.

Meine Mutter wußte besser als jeder Arzt, daß ihre Tage gezählt waren, und wollte mir alle Schwierigkeiten ersparen. Anderseits hätte ich sie in Paris nicht so gut pflegen können, wie sie es gewollt hätte. Ohne mir ihre Gründe anzugeben, beschloß sie nach München zurückzukehren, wo sie annahm, sie könnte mit dem dort blockierten Geld ihren Aufenthalt in dem israelitischen Privatkrankenhaus bezahlen, so daß sie niemandem zur Last fallen würde.

Ich wollte meine Mutter dort besuchen, was aber nahezu lebensgefährlich war. Wir waren im Januar 1938. Die innenpolitische Spannung in Deutsch-

land war bereits sehr stark. Meine Mutter kam leichter über die Grenze als ich, weil ihr Paß noch München als Wohnort angab, obwohl sie ja schon seit drei Jahren in Paris wohnte. Um ihre Situation nicht noch zu belasten, ließ ich sie mit Block allein fahren, und ich selbst versuchte erst zwei Tage später über die Grenze zu kommen. Mit einem kleinen Köfferchen, das ich mir extra hierfür besorgt hatte, als einzigem Gepäck und mit unschuldiger Miene trotz meiner Aufregung - passierte ich auf dem Bahnhof von Basel die Glastür, die die Schweiz von Deutschland trennt. Ich legte meinen Paß vor. Der Beamte hinter dem Schalter hatte schon seinen Stempel in der Hand, um meinem Paß den Einreisevermerk aufzudrücken, als er plötzlich innehielt und mich fragte:

"Sind sie Jüdin?"

"Ja."

"Dann können Sie nicht nach Deutschland hinein:"

"Nur zwei Tage, um meine kranke Mutter zu besuchen."

"Nein. Es tut mir leid. Das heißt, ich kann Sie nicht daran hindern, in Ihr Vaterland zurückkehren, aber ich bereite Sie darauf vor, daß Sie sofort angehalten und gleich in ein Schulungslager gebracht werden."

Angesichts dieser höflichen, aber unerbittlichen Erklärungen blieb mir nichts anderes übrig als umzukehren.

Nicht definitiv, das ist klar. Ebensowenig wie damals in Kehl ließ ich mich auch diesmal von den Nazis von meinem Vorhaben abbringen, und diesmal war es in jeder Hinsicht viel ernster: Es handelte sich nicht um eine Vergnügungsreise, sondern darum, meiner sterbenden Mutter Beistand zu leisten; dazu kam noch, daß sich in den zwei Jahren seit meiner letzten Reise die Maßnahmen gegen Emigranten bedeutend verschärft hatten.

Ich wartete also einige Tage in Basel, wo ich mich genauso langweilte wie in Straßburg, aber die Stadt gefiel mir sehr gut als historischer Ort und als eine Art Architekturmuseum. Außerdem ist Basel ja eine moderne Stadt mit sehr schönen öffentlichen und privaten Gebäuden.

Ich wartete auf die Rückkehr von Jakob Block. Er kannte die Geheimnisse der Grenzübergänge sowie die schwachen Punkte der Nazis besser als ich und so brachte er mich zu einer kleinen Station an der österreichischschweizerischen Grenze und riet mir, mich als Studentin, die vom Skifahren käme, auszugeben. Das war eine gute Methode. Der Grenzbeamte war ein netter junger Mann, der die Eintragung "Wohnsitz Paris" in meinem Paß übersah und mich problemlos durchließ. In Lindau stieg ich dann in den direkten Expreßzug um und nun begannen die wirklichen Schwierigkeiten.

Ich teilte das Abteil mit einem Studenten der Münchner Technischen Hochschule, wie er mir gleich erzählte, und dann stellte er mir eine Reihe von Fragen, die ich absolut nicht beantworten konnte. So fragte er mich zum

Beispiel, wo ich meinen Arbeitsdienst gemacht hätte. Darauf konnte ich nur antworten: "Ich habe ihn noch nicht gemacht", aber das konnte ja gerade eine ganz große Dummheit sein...Vielleicht hätte ich ihn vor dem Beginn des Studiums machen müssen? Dann wollte er wissen, woher ich kam (von meiner Tante in der Nähe von Lindau), was ich studierte (moderne Sprachen), wo ich in München wohnte und dergleichen mehr. Da gerade Faschingszeit war, die in München eine große Rolle spielt, wollte er auch wissen, auf welchen Faschingsfesten er mich eventuell treffen könnte. Auch das war voller Schwierigkeiten, denn seit meiner Zeit hatte sich sehr viel verändert. Ihn einfach glatt abzuweisen ging auch nicht, denn es hätte der neuen Richtung nicht entsprochen, nach der jeder zur "Volksgemeinschaft" gehörte. Meine vagen Antworten brachten mir sowieso nur dringendere Fragen von ihm ein. Auch das Buch, das zu lesen ich vorgab, die populär geschriebene Lebensgeschichte eines Malers, fand ebensowenig seinen Beifall, obwohl ich ihn nicht um seine Meinung gefragt hatte; er hatte nichts gegen dieses Buch im einzelnen, fand aber, daß ein junges Mädchen wichtigere Dinge zu tun hätte als zu lesen. Dieser Student war nicht etwa ein "Agent provocateur" der Gestapo, er war nur ein typischer Vertreter der neuen jungen Generation: körperlich kräftig, nicht häßlich, aber auch nicht schön, denn seine Züge hatten gar keinen Ausdruck, ohne Manieren, ohne Takt, ohne guten Geschmack und ohne Interessen.

Ich hatte wirklich große Angst, bei Widersprüchen ertappt zu werden. Wenn er gewußt hätte, daß ich aus Paris kam, um bald dorthin zurückzukehren, hätte er mich sofort verhaften lassen können. Welch eine Erleichterung war es, als mein Reisebegleiter sehr bald an einer noch weit vom Endziel entfernten Station Bekannte erblickte, die er sofort in unser Abteil zog, worauf er sich nicht mehr mit mir beschäftigte!

Meine Mutter war sehr erstaunt, als sie mich auftauchen sah, als wäre es das Natürlichste von der Welt. Ich blieb ungefähr zehn Tage in München und wohnte bei alten Freunden, wo ich sicherer war als in einem Hotel. Jeden Morgen, bevor ich meine Mutter besuchte, ging ich in die Universität, um dem Kolleg meines Lehrers zuzuhören, dessen letztes Semester es vor seinem Ruhestand war.

Der berüchtigte 4. Februar sah mich noch in München, - es war der denkwürdige Tag, an dem das Volk von dem "freiwilligen Abschied" mehrerer
Reichswehrgeneräle erfuhr. Schon seit Tagen gingen Gerüchte um, daß in
Berlin etwas los wäre, aber niemand wußte, was. Nach diesem Ereignis (der
Rest wurde verschwiegen) wurden die Grenzen strenger bewacht, und es hieß
sogar, daß die Grenzen mit bestimmten Ländern ganz geschlossen würden.
Angesichts all dieser Unruhen zwang mich meine Mutter, sofort abzufahren.